

# Hexensachen, Häuslmensch<sup>1</sup> und Heirat übers Meer

## Vorwort

Die Betrachtung des Lebens von Maria Kienmayr aus Kerschbaum, ihrer Tochter Inge vom Froschberg in Linz und deren Mann, dem gebürtigen Kanadier William Edgar Martin aus Windsor, Ontario, sowie einiger weiterer Familienmitglieder wirft Schlaglichter auf Bereiche des 20. Jahrhunderts, welche sich der Betrachtung durch herkömmliche Geschichtslinsen entziehen. Die Lebenslinien des Sozialdemokraten Hans Leitner, des Schmiedsohns Emmerich Magerl und des Enkels von Maria Kienmayr/Magerl/Leitner, Manfred Martin, ergänzen das Panoptikum.

## Die weinende Großmutter

Der kleine Fredi<sup>2</sup> schnitt sich ins eigene Fleisch. Plärrend stand der Vierjährige im dritten Stock in der Mitte der Wohnküche des damals längsten Wohnhauses in Linz. Der Hitlerbau am Minnesängerplatz war braun heruntergeputzt. Es war November 1966 und in Vietnam, aber nicht nur dort, passierte Schlimmeres. Hier, im brikettbeheizten Zimmer einer Eisenbahnerfamilie reckte der Kleine seinen roten Daumen weit von sich weg und sah zum ersten Mal sein eigenes Blut. Ein Tropfen davon – mehr wird es nicht gewesen sein – fiel auf das fleischbraune Linoleum. Eigentlich hatten die Architekten des Führers, die in der Gauhauptstadt eine von vielen nationalsozialistischen Mustersiedlungen anlegten, in der Zweizimmerwohnung einen Parkettboden geplant. Unbekannte hatten über Nacht das unbeaufsichtigt gelagerte Holz von der Baustelle gestohlen. Dafür war es in irgendeiner anderen, nahe gelegenen Wohnung eine Weile warm gewesen im letzten Kriegswinter. Nicht nur das hatte es gegeben unterm Hitler.

Die Großmutter<sup>3</sup> wischte den Tropfen auf und versorgte den Daumen des geschockten Kindes, das sich nicht ungern schreien zu hören schien. „Hea auf zan blean,“ sagte sie ruhig, aber bestimmt und der unverstandene Kleine wandte sich Hilfe suchend an den in der Tür stehenden Großvater<sup>4</sup>, der inzwischen begriffen hatte, dass der kleine Lauser sein Rasierbesteck geöffnet hatte um mit dem schweren, Silber glänzenden Nassrasierer zu hantieren. Manfred wusste bereits, dass man die in Ölpapier verpackten Wilkinson-Rasierklingen auf keinen Fall angreifen durfte. Dass im Rasierer aber eine frische Klinge eingespannt war, hatte der Dreikäsehoch nicht vermutet. „Weisd oiwei dei zeig umanaund lieng losd!“ blaffte die Großmutter ihren Mann, Hans Leitner, an. Der gutmütige Opa nahm die Kritik wortlos hin und den Schreihals auf den Arm. In der Erinnerung an seine eigene Kindheitsgeborgenheit begann er in tiefer Tonlage brummelnd auf den verschreckten Buben einzureden: „Wiad scho wida guud“. So ging er mit ihm in wiegendem Gang im Zimmer auf und ab bis das Weinen zu einem müden Wimmern verkam.

Der Leitner Hans, ein in den Zwanziger Jahren politisierter Eisenbahner, war stolz darauf mit dem Bernaschek<sup>5</sup> in einer Zelle gesessen zu sein. Er hatte am 12. Februar 34 ein paar Stunden bewaffnet auf der Blumau gestanden und damit Heimwehrprügel und seine Existenz riskiert. Der Hans war ein eingefleischter Sozi. Als Fünfzehnjähriger verlor er am

---

<sup>1</sup> Die geschlechtsneutrale Bezeichnung „das Mensch“ für ein Mädchen oder eine junge Frau deutet bereits jene Verdinglichung an, die Frauen – ähnlich dem Vieh – zu Wesen reduzierte, die zu funktionieren, zu parieren hatten. Die Verbindung mit „Häusl“ legte ihren materiellen Heiratswert fest, gleicht somit einem Preisschild, einer Gebrauchsanleitung, zumindest aber einer klaren sozialen Wertzuschreibung, die mehr über die damalige (?) Gesellschaft aussagt, als über die so Bezeichneten.

<sup>2</sup> Manfred Gilbert Martin, \*1962 in Linz

<sup>3</sup> Maria Leitner, geb. Kienmayr, in erster Ehe Magerl, \* 1.4.1900 in Kerschbaum - † 18.8.1977 in Linz, Minnesängerplatz 7

<sup>4</sup> Johann (Hans) Leitner, Manfreds Stiefgroßvater, \* 20.11.1900 in Steyregg † 21.3.1978 in Linz, Minnesängerplatz 7

<sup>5</sup> Richard Bernaschek, \* in Budapest, † in Mauthausen 1945, Linzer Schutzbundführer

Col di Lana<sup>6</sup> an der Gebirgsfront seinen Vater und mit achtzehn in einem sizilianischen Gefangenenlager nach Mangelernährung und Malaria seine Zähne.

An diesem trüben Spätherbstnachmittag aber ging der freiheitsliebende Sechsendsechzigjährige in seiner Wohnung mit dem verstörten Kleinen auf dem Arm im Zimmer hin und her wie ein neurotisches Zootier.

Jahrzehnte später wurde dem „großen“ Manfred erst bewusst, wie klein die Eisenbahnerwohnung für die sechsköpfige Familie gewesen war und wie sehr sie den Bewegungsdrang ihrer Bewohner einschränkte. Die Älteren unter ihnen waren noch stundenlange Gehzeiten gewohnt. Entfernungen wurden in der Kindheit der Eltern- und Großelterngeneration noch in Gehstunden, nicht in Kilometern angegeben. Man ging von Steyregg nach Linz, von Linz nach Lichtenberg. Man fuhr nicht, man ging. Hatte der alte Leitner in der Stadt etwas zu erledigen, so sagte er: „I hob heid nu an gaung“, weil er nie vom Froschberg in die Stadt fuhr. Sein Auf- und Abtrotten in der Wohnküche war ein Auspendeln, ein Jahrzehnte später erfolgreiches Auslaufen seiner jugendlichen Langstreckenmärsche.

Der Bub wimmerte inzwischen nicht mehr, er schaute verwundert auf den mit Hansaplast verklebten Daumen. Der noch immer auf und ab gehende Großvater blies immer wieder auf das Pflaster. Das Fortblasen des Schmerzes wirkte. Immer wenn sich die Gehrichtung von der Wohnungsmitte zum nordseitigen Fenster Richtung Bauernberg wandte, verlor sich der Blick des Kleinen in einer milchigen Nebelsuppe über Brahms- und Ziegeleistraße und das undurchdringliche Weiß zerging in der Ermüdung nach dem langen Schreien und den schaukelnden Bewegungen des Großvaters zu einem Gefühlszustand, den der heranwachsende Manfred später als so etwas wie „Herbstmelancholie“ erinnern sollte. Dieses Fenster im dritten Stock war mit einem weiß gestrichenen Gitter gesichert, so wie man es in Irrenanstalten und in geschlossenen Krankenhausabteilungen damals einzubauen pflegte. Irgendjemand in der Familie hatte eine besondere Angst, dass das Bürscherl aus dem Fenster fallen könnte.

Stunden oder vielleicht auch Monate danach nahm die Großmutter den kleinen Fredi auf den Schoß, nachdem ihr das berechnende Schlankerl die Händchen entgegengestreckt und mit großen Rehaugen „Oma, schmeichin!“ gerufen hatte. Die Oma zog den Buben lächelnd zu sich und der Knirps hatte, was er wollte. Er drückte die Großmutter an sich und summte in tiefem Wohlgefühl einen Dreiklang. Die Frau Leitner, wie die Großmutter von Nachbarn genannt wurde, genoss es vom Enkelkind geherzt zu werden und schien zufrieden. Es war einer jener wundersamen Momente, in denen ein Familienleben in einer gleichermaßen harmonischen wie schmerzfreien Rückbindung an einen sorgenfreien Urzustand aus dem Alltagswirbel zur absoluten Ruhe kommt. Völlig unvermittelt liefen der Großmutter plötzlich aber Tränen über die Wangen und sie brach in ein bitterliches Weinen aus, das sie still zu unterdrücken versuchte. „Oma, was hosden?“, wollte der Kleine wissen, bekam aber keine Antwort, wurde auf den Boden gesetzt und die Großmutter fuhr schweigend einen Meter über dem Kopf des Kindes mit irgendeiner häuslichen Arbeit fort.

Ungefähr so hat der heute Neunundvierzigjährige Manfred zwei leicht getrübe Augenblicke seiner Kindheit in Erinnerung. Mit einem ähnlich geschockten Staunen wie den damals blutenden Daumen und die weinende Großmutter, betrachtete er später immer wieder das Unglück seiner Vorfahren und Zeitgenossen. Die Betrachtung der Tragik der nicht gelungenen Lebensentwürfe vermochte ihm die Geschichte seines Landstrichs jenseits der beschönigenden Geschichten von Glanz und Ruhm aufzuschlüsseln vermochte.

Den für ihn einzig gültigen Grund für die unvermittelte Traurigkeit seiner Großmutter in dem eigentlich zutiefst geborgenen Augenblick entdeckte er Jahrzehnte später im Pfarrarchiv Rainbach, der Heimatpfarre der Maria Leitner, geborene Kienmayr (Keamoa Miaz).

---

<sup>6</sup> Kriegsschauplatz in Südtirol im Ersten Weltkrieg

## Wie einem „Häuslmensch“ die Verwandtschaft wegstarb

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts verlor die Kleinhäuslertochter Anna Lackinger im heute grenznahen Deutsch Hörschlag an der böhmischen Grenze ihren kranken Mann und gleich darauf ihre Mutter. Sie war nun mit ihrem Sohn Franzl allein. Als Alleinerzieherin das Leben zu fristen galt damals als unhaltbarer Zustand einer schandhaften Unvollkommenheit und so heiratete sie am 12. Juni 1899 den im gleichen Haus wohnhaften Anton Kienmayr. Im Sommer erwarteten die beiden bereits ein Kind und Kienmayrs Vater, ebenfalls Anton, entschloss sich nun, sein winziges Häuschen in Kerschbaum 59, an das junge Paar zu übergeben<sup>7</sup>. Am 1. April 1900 kam die kleine Maria zur Welt.<sup>8</sup> Draußen tobten tagelang Schneestürme, wie sie die Alten nicht mehr erinnerten.<sup>9</sup> Züge blieben stecken, mussten umkehren, während das Neugeborene in der Wiege beim Ofen schaukelte. Zwei Jahre darauf folgte Schwesterl Anna, 1904 schließlich die kleine Theresa.

Als die kleine Miazl acht war, kam erstmals der Tod ins Haus. Ihr Großvater starb hustend und stark geschwächt an Lungentuberkulose.<sup>10</sup> Die Gegend um Rainbach war auch vor dem Krieg nicht unbedingt sicher, was etwa die Kleinkriminalität betraf.<sup>11</sup> Maria hatte keine Prinzessinnenjugend zu erwarten. Vier Jahre darauf bekam die kleine zwölfjährige „Schulerin“ mit, wie sich der Sensenmann ihre nunmehr vierjährige Schwester Reserl holte.<sup>12</sup> Das Mäderl hatte an Diphtherie gelitten. Das medizinische Versorgungsnetz war noch nicht ausreichend dicht geknüpft, um dieser Krankheit Herr werden zu können. Als Jahrzehnte später bei Marias Tochter dieselbe Krankheit diagnostiziert wurde, war der Mutter der Ernst der Lage bewusst. Als dann später sogar Enkel Manfred ein Jahr nach dem eingangs geschilderten Rasierklingschnitt an einer Nasen/Rachenentzündung erkrankte, reagierte Maria panisch, ignorierte abwägende Überlegungen seiner Eltern, zertrte den Kleinen in die Ordination eines bekannten Spezialisten und brüskierte die im Wartezimmer dicht gedrängten Patienten, indem sie stracks an ihnen vorbei in den Behandlungsraum stürmte. Der Facharzt diagnostizierte „Nasendiphtherie“, obwohl die Krankheit 1967 in unseren Breiten bereits sehr selten geworden war. Das infizierte Kind kam in eine isolierte Abteilung des Kinderkrankenhauses und lag den ganzen Tag allein in einem riesig erscheinenden Raum, der durch gewaltige Glasfenster mit den Nachbarzimmern verbunden war. So konnte sich Manfred an der Glasscheibe mit den dort im Bett sitzenden Kindern durch pantomimische Spiele die Zeit verkürzen. Auch die Eltern durften diesen Raum einige Tage nicht betreten. Bei dem Kleinen traten Lähmungserscheinungen auf, er musste seine Beine wieder benutzen lernen. Diese Tatsache ist völlig aus dem Gedächtnis des erwachsenen Manfred gelöscht. Sie musste ihm später erzählt werden.

Erinnert wird Anderes. Von den Eltern abgegebene Kinderleckerbissen, wie grüne Bendsorp Nusschokoladeriegel, Bananen oder süße Birnen wurden in einem Vorraum zum Krankenzimmer zurückbehalten. In einer der unendlich langen, unbeaufsichtigten Stunden schlich der Kleine aus dem Bett, öffnete vorsichtig die Tür zum Vorraum und nahm flugs den grün-silbernen Bendsorp vom Regal. Es war ja seiner. So hatte es ihm die Mutter durch das Besucherglas versichert. Als die Schwester beim nächsten Nachschauen im Gesicht des Patienten die Spuren des verstohlenen Verzehrs entdeckte, setzte sie sich an den Bettrand und begann Manfred ins Gewissen zu reden. Zum ersten Mal war der kleine Bub fremder Maßregelung ohne schützende Eltern ausgesetzt. Diese, wie auch die damals schon gut heilbare Krankheit, überstand der Fünfjährige. Die Abschiede hinter der Glastrennwand nach

---

<sup>7</sup> Altes Grundbuch Freistadt, KG Kerschbaum, EZ 56, B-Blatt, Nr. 3 et 4

<sup>8</sup> Taufbuch Rainbach, 1895-1905 – Maria Kienmayr, später Magerl, später Leitner

<sup>9</sup> vgl. Mühlviertler Nachrichten, Nr. 14, 12 Jg., S. 3

<sup>10</sup> Totenbuch Rainbach, tom IV

<sup>11</sup> vgl. Linzer Woche vom 8. Februar 1908: „Im hiesigen Grenzgebiete wurden schon diverse Sachen gestohlen: Geld und Gut aus dem Hause, Fleisch aus dem Rauchfang, Bierfässer aus dem Keller, Schweine aus dem Stalle, Pferdegrummet aus dem Hofe, Pflugeisen auf dem Felde, Gamsbart vom Hute usw.: alles schon dagewesen.“ STEINMASSL, Franz: Arsen im Mohnknödel, Grünbach 1992, S.

40

<sup>12</sup> Totenbuch Rainbach, tom IV

jeder Besuchszeit markierten Eckpunkte einer Traurigkeit, die er bis dahin nicht gekannt hatte. Es war ein Aufbruch in die Welt der Erwachsenen.

Nach der Genesung wachte die Oma über die Gesundheit ihres Enkels mit größerer Sorge als zuvor. Als Kind hatte sie selbst nicht nur Großvater und Schwester sterben sehen. Im Alter von fünfzehn verlor die Familie den Vater im ersten Weltkrieg auf einem Schlachtfeld bei Pzremysl.

Soweit war daran nichts außergewöhnlich tragisch. Unzählige Familien verloren damals Verwandte und Geschwister in zartem Alter durch Krankheit, Väter und Brüder im Krieg. Vorerst entfaltete sich Maria Kienmayrs Leben nach Wunsch. Mit neunzehn war Maria bereits zwei Jahre in der Krumauer Schlossküche im Dienst der Schwarzenberg gestanden und hatte die Welt der Wohlhabenden und Mächtigen gesehen. Wieder zu Hause, lernte sie beim Kirtag, selbstbewusster geworden, den ein Jahr jüngeren, fidelen Schmiedsohn Emmerich Magerl näher kennen. Ihre Dörfer, Kerschbaum und Zulissen, lagen unweit voneinander, aber die beinahe Gleichaltrigen waren in verschiedene Pfarrkirchen gegangen. Sie nach Rainbach, er nach Zulissen. Emmerichs Vater war um 1860 aus Böhmen nach in das kleine Dorf gekommen um hier bald die Dorfschmiede zu betreiben. Maria war zwanzig, als sie eineinhalb Jahre nach dem Ersten Weltkrieg ihren geliebten Emmerich heiratete und ab nun mit Maria Magerl unterschrieb.<sup>13</sup> Im Alter von einundzwanzig kam der erste Sohn auf die Welt, der nach dem Vater getauft wurde<sup>14</sup>.

## „Frauensachen“

Sechs Monate später erfolgte der erste tragische Bruch im Leben des frisch vermählten Paares. Der kleine Emmerich fieberte über Tage hinweg. Hausmittel schienen die Sache zu lindern. Dann aber nahm der Herrgott den kleinen Emmerich völlig unerwartet in einer eiskalten Februarnacht um fünf Uhr früh zu sich.<sup>15</sup> Er starb an der Fraisen, einem hohen Fieber, das damals unter den gegebenen Umständen nur laienhaft behandelt werden konnte. Der Gedanke, dass sie vielleicht doch noch etwas tun hätte können, begleitete die Mutter des Kindes bis ins Alter. Die Panik bei der Diphtheriediagnose ihrer Tochter, das Fenstergitter für ihren Enkel und viele kleine prophylaktische Details in der Ernährung Manfreds wurden so erklärbar. Das enttäuschte Ehepaar Magerl gab nicht auf. Emmerich hatte schließlich neun Geschwister gehabt, von denen es nur fünf ins Schulalter geschafft hatten. „Des is amoj aso,“ ist jene Schlussformel, mit der hierzulande das Tragische und das scheinbar Unabänderliche hingenommen wurde und wird.

Maria wurde auch gleich wieder schwanger und blieb bei Kerschbaumer Bauern im Dienst. Kurz vor ihrem dreiundzwanzigsten Geburtstag stürzte Maria wenige Monate vor der Niederkunft von der Heubodenleiter. Sie blieb liegen und hatte starke Schmerzen. Die verzweifelte junge Frau verlor ihr zweites Kind durch Vorfal der Nabelschnur, wie der Pfarrer vermerkte.<sup>16</sup> Als Emmerich, der inzwischen bei der Eisenbahn Arbeit gefunden hatte, nach Hause kam, war er über den Tod seines ungeborenen Kindes ganz außer sich. Hatten ihn seine Schwestern vor vier Jahren wirklich verflucht, als er ihnen das Hexenspiel austrieb? Aber dazu später.

Maria erholte sich langsam, ordnete sich umgehend der Arbeitsroutine unter. Sie rackerte mehr als vorher und schwieg öfter. Wenige Wochen später fand sie ihre vier Jahre jüngere Schwester Anna weinend hinter dem Haus an der Mauer lehrend. Auf bestimmendes Nachfragen erzählte Anna, dass sie etwas mit einem „Gendarmen“ gehabt hätte und zwar kurz vor dem Tag, als Maria vom Heuboden gefallen war. Anna fragte die ältere, erfahrene Maria um Rat. Nichts überstürzen, meinte Maria. Vielleicht war ja nichts passiert. Beide gingen wieder ihrer Arbeit nach. Als sich im Sommer herausstellte, dass Anna schwanger war, wurde der Kindsvater, ein Reichswehrsoldat aus Linz, nervös. Maria

---

<sup>13</sup> Trauungsbuch Rainbach, tom IV, 1920

<sup>14</sup> Taufbuch Rainbach 1921

<sup>15</sup> Taufbuch Rainbach 1922

<sup>16</sup> Taufbuch Rainbach 1923

besprach mit ihrer einzigen Schwester alle gangbaren Wege. Kathi Magerl, Schmiedstochter aus Zulissen, Marias und Annas Schwägerin, hatte am 1. Mai ihr bereits ihr zweites uneheliches Kind zur Welt gebracht, wobei ihr 1922 geborener Sohn Heinrich wie Annas Leibesfrucht von einem Deutschen stammte<sup>17</sup>. Anna hatte also in der engeren Verwandtschaft Beispiele, wie man die Geburt eines unehelichen Kindes durchaus „überstehen“ konnte. Man sprach in der Erwägung der möglichen Lösungen sicher auch von der siebzehnjährigen Anna Oberreiner, die Kurz nach Marias Geburt im nahen Leopoldschlag ein Kind gebar, das sie bei einem Haus in die Brennesseln legte, da „ihr der traurige Mut fehlte, das Kind zu töten.“<sup>18</sup> Das Kind war dann unversorgt verstorben und die junge Mutter wurde ins Bezirksgericht eingeliefert. Anna beschloss, das Kind auszutragen. Dann geschah allerdings etwas höchst Merkwürdiges. Das Linzer Wochenblatt berichtete: „Am Abend des 20. d. (Monats Oktober 1923) starb plötzlich die 21-jährige Anna Kienmayr von Kerschbaum. Eben noch mit Bügeln beschäftigt, sprach sie zur Mutter: „Mit mir wird's jetzt aus“, ging aus dem Zimmer, sank auf dem Hausflur sofort nieder und war in einigen Minuten tot. Da sie mit einem Reichswehrmann aus Linz ein Verhältnis unterhielt, das nicht ohne Folgen blieb, wollte sie das zu erwartende Kind beseitigen. Sie starb laut ärztlichem Urteil an Vergiftung. Es fanden sich mehrere verschieden nummerierte Teepäckchen vor. Die Nummer 7 enthielt das tödliche Gift. Die Kienmayr stand bereits im 7. Monat der Schwangerschaft. Welches Gift und welche verbrecherische Hand damit noch im Spiel waren, wird die gerichtliche Untersuchung zeigen. Über die Tat herrscht bei der Bevölkerung höchste Erregung.“<sup>19</sup>

Hatte die Einundzwanzigjährige tatsächlich versucht, im siebten Monat abzutreiben? Wer, außer dem Kindsvater hatte ein Interesse an der „Beseitigung“ der Folgen ihrer Beziehung? Annas Schwester Maria hatte soeben ihr zweites Kind verloren. Hätte Sie ihrer Schwester nicht unbedingt geraten, das Kind zur Welt zu bringen? Der Kindsvater sollte die Liebschaft und das ungeborene Kind überleben. Was da passiert war, war für ihn „Frauensache“. Licht in diesen mysteriösen Fall kann allenfalls der Gerichtsakt bringen. Zwei Informationen gab Maria allerdings noch Jahrzehnte später an ihre Tochter Inge weiter: der Reichswehrsoldat hätte Anna das Gift mit der Post geschickt. Als die junge Frau den Postler über den Berg zum Haus Kerschbaum 59 herauf keuchen sah, lief sie vor die Tür und nahm das Paket – von der Familie unbemerkt – entgegen. Ob sie wusste, dass die Teepackung mit der Nummer Sieben Gift enthielt, ob sie wusste, dass sie bei der Einnahme selbst sterben würde, kann nicht mehr geklärt werden. Denkbar ist auch, dass ihr der Geliebte das Teesortiment zur Einnahme als Kur geschickt hatte, mit der Empfehlung, dass es ihrer Gesundheit zuträglich sei.

Die zweite Information, die Maria Kienmayr später an ihre Tochter weiter gab, war, dass sich der Mann, der das Gift geschickt hatte, - so hörte man - zur Fremdenlegion ging, nachdem Anna Kienmayr im Vorhaus ihres Elternhauses verstorben war.

Fast genau ein Jahr nach diesem verzweifelten Tod folgte Marias Großmutter im Alter von zweiundachtzig Jahren Anna ins Grab nach. Ob die Herzschwäche, die zu ihrem Tod geführt hatte, vom Unglück ihrer Enkelinnen herrührte, kann niemand sagen. Die vierundzwanzigjährige Maria hatte nun keine Großeltern mehr, keinen Vater, keine Schwestern, aber einen guten Mann und ihre Mutter, sowie den Halbbruder Franzl, mit dem sie sich gut verstand.

Familienglück wollte sich aber nicht einstellen. Mit Emmerich war etwas. Er hustete, wurde immer öfter müde, fühlte sich kraftlos und Maria versuchte alles, was die Hausmedizin und die guten Ratschläge der alten Frauen im Dorf hergaben. Die Symptome waren die gleichen wie bei ihrem Großvater. Als Emmerich einen Arzt in der Freistadt aufsuchte, war es zu spät. Er folgte am 18. Februar 1925 den anderen ins Grab. Seine Lungentuberkulose sei unheilbar gewesen, hieß es damals. Emmerich war im Linzer Allgemeinen Krankenhaus verstorben.

---

<sup>17</sup> Mündl. Auskunft Hedwig Magerls, der Witwe Heinrich Magerls, Mai 2004

<sup>18</sup> Mühlviertler Nachrichten 14 Juli 1900, Nr. 28, 12. Jg., S. 3

<sup>19</sup> Linzer Wochenblatt vom Samstag den 3. November 1923, Nr. 44/Jg.16, S. 4

Die junge Witwe kämpfte. Einen Dickschädel habe sie gehabt, wurde ihr bis ins hohe Alter oft nachgesagt und immer zu Späßen aufgelegt sei sie gewesen. Sie hänselte den Stationsvorstand von Summerau, nähte ihm einen Fuchsschwanz an die Uniformjacke, mit der er vor jedem vorbeifahrenden Zug strammzustehen hatte. Maria packte angesichts ihrer Witwenschaft und des doppelten Kindsverlustes manchmal die Verzweiflung, dann wieder ein geradezu zwanghafter Übermut. „Mei, du hosd hojd an hamur!“ sollte sie von Altersfreundinnen zuweilen gesagt bekommen. Die Fünfundzwanzigjährige wollte nicht als Witwe für den Rest ihres Lebens schwarz tragen, wie ihre Mutter und Großmutter. Zwei Jahre nach Emmerichs Tod wurde Maria schwanger und ihre Tochter Ingeborg<sup>20</sup> kam am 14. Mai 1928 auf die Welt. Wer der Vater war, verriet Maria niemandem. Als sie mit ihrer zwölfjährigen Tochter Inge in einer ruhigen Stunde vom Fenster ihrer winzigen Wohnung das Treiben auf der Waldeggstraße verfolgte, sagte sie unvermittelt nach längerem, ernstem Schweigen, „Jetz muas i da amoj wos song. Deij Vota is da Andreas P. „Wiaso?“ fragte das Mäderl verdutzt. „Des is ma hoid bassiad.“ Die Mutter erklärte weiter, dass sie dem damals bereits verheirateten Vater versprochen hatte, nie etwas davon zu erzählen. Sie gab einen anderen als Vater an, der dann auch 1938 vor der Volksschule stand, in die Inge ging, um sie „mitzunehmen“. Die Lehrerin konnte das irgendwie verhindern. Dass Inge später in der Nähe ihrer Halbschwester Liane, die dem Ehepaar P. etwa zehn Jahre später geboren wurde, aufwachsen sollte und dieses Mädchen von ihrer Verwandtschaft mit Inge niemals etwas erfuhr, musste seltsam gewesen sein. Inge empfindet es heute nicht so. Warum ihre Mutter für die Taufe der Tochter den Namen Kienmayr wählte, also ihren ledigen Namen, nicht jenen, den sie als Witwe führte<sup>21</sup>, erklärte sie Ingeborg später damit, dass sie ihr nicht den Namen „Magerl“ geben wollte, da dieser mit einer „Hexengeschichte“ behaftet gewesen sei.

Jedenfalls arbeitete die junge Mutter nun am Summerauer Bahnhof als Bundesbahnkassenwärterin, bekochte die uniformierten Eisenbahner und hielt den Bahnhof sauber. Regelmäßig besuchte sie ihre einzige direkte Verwandte neben der Tochter, ihre Mutter Anna in Kerschbaum. Die alte Anna Kienmayr ging noch 1931 wöchentlich zu Fuß nach Summerau, um dort ihre Tochter und ihre Enkelin Inge zu sehen. „Geh her, Mentschei, griagst an schoggalad,“ rief sie der dreieinhalbjährigen Inge zu. Sofort lief die Kleine mit Flocki, dem Bahnhofshund in die Schürze der seit dem Kriegstod ihres Mannes schwarz gekleideten Alten, die dann aus ihrem Kopftuch lautlos hervorlachte. Und schon gingen die drei zum Konsum, wo der dünne, blaue Schokoladenriegel aus dem Silberpapier geschält wurde. Das schmeckte ja noch besser als beim Einkaufen im Kaufgeschäft Greul in Rainbach an den Zuckerhüten zu lutschen oder sogar lustvoll abzubeißen. So sollte sich Annas Enkelin achtzig Jahre danach an eines der ersten Erlebnisse ihrer Kindheit erinnern.

## Die weltweite Härte der Dreißiger Jahre

Die Härte dieser Jahre spürte das Mäderl nicht so, alles Unangenehme wurde so weit wie möglich ferngehalten und man kannte es auch nicht besser. Damals wie heute klagten die Zeitungen über „seltene Häufungen von Naturkatastrophen“<sup>22</sup>. Das Jahr 1931 begann im Kleinen Blatt mit einem Resümee über das abgelaufene Jahr. 1930 soll schlimm gewesen sein: ein Erdbeben im damals zwar noch atomfreien Japan wird in einem Atemzug mit dem Brückeneinsturz bei der Rheinlandfeier in Koblenz genannt. Fünf weitere Katastrophen, wie die „fürchterliche Hitze in Amerika“, die tatsächlich die Landwirtschaft des Mittelwestens ruinierte, bilden dann „eine Chronik des Entsetzens, eine Verschwörung der Natur gegen die Menschheit.“ Der Journalist ahnte nicht, was der Welt in den nächsten zwanzig Jahren noch bevorstehen sollte. Eine der Voraussetzungen für die kommende Katastrophe benennt er allerdings gleich im nächsten Absatz: „Aber gigantischer als alle Naturkatastrophen,

---

<sup>20</sup> Ingeborg Kienmayr, \*14.5.1928

<sup>21</sup> Stadtpfarre Linz, Taufbuch tom. 46, pag. 232

<sup>22</sup> Vgl. Das Kleine Blatt, 1.1.1931, S. 3

fürchterlicher und umfassender, ist eine andere über die Erde hereingebrochen. Die Weltarbeitslosigkeit hat ein noch nie da gewesenes Ausmaß erreicht.“<sup>23</sup>

Dass es sich tatsächlich um ein globales Phänomen handelte, wusste auch der junge Kanadier Billy Martin, der am 14. Februar 1931 in Windsor, Ontario, seinen vierzehnten Geburtstag hatte. Der Enkel britischer Einwanderer und Nachkomme amerikanischer Theokraten<sup>24</sup> sollte nach dem Krieg die junge Inge Kienmayr kennen lernen. An diesem Geburtstag des heranwachsenden Enkels von William Thomas Martyn<sup>25</sup>, der vor der Aussichtslosigkeit seiner südwestenglischen Zukunft in den 1860er Jahren ins verheißungsvolle Kanada geflüchtet war, gab es nichts zu feiern. Billies Vater war wieder einmal mit einem seiner Unternehmen, diesmal eine Baufirma, ganz in nordamerikanischer Tradition, gescheitert. Er musste eine Stelle als Lokheizer bei der Eisenbahn an den Großen Seen annehmen. Samuel Cleverton Martin konnte noch von Glück sagen, dass er den Job bekommen hatte. Arbeit hatte nämlich zwei Jahre nach der großen Wirtschaftskrise die breite Masse der Bevölkerung in der Gegend von Detroit nicht. Sein zweitältester Sohn Billy begann im Herbst eine technische Schule. So etwas wie Lehrstellen gab es viel zu wenig. Henry Ford hatte tausende Arbeitsstellen geschaffen und setzte nun alles daran, seine Produktion schlank und schlanker zu gestalten. Das Model A war gerade ausgelaufen und im August 1931 wurde eine Fertigungsstraße im Werk Dearborn geschlossen. Der Milliardär sah im Land der unbegrenzten Möglichkeiten Kinder um Essen betteln, zehntausende Familien wurden delogiert. Während nach den Regeln eines freien Immobilienmarkts tausende Wohnungen unbewohnt blieben, entstanden Zeltstädte am Stadtrand von Detroit. Die Unruhen von 1934, die es auch hier geben sollte, kündigten sich an.

Ford ordnete an, dass jeder Ford-Mitarbeiter einen Gemüsegarten anlegen sollte und stellte dafür Teile seines immensen Landbesitzes in Michigan zur Verfügung. Die Stadtverwaltung konnte nur Brot und Mehl ausgeben, für andere Lebensmittel reichte es nicht.<sup>26</sup> Milliardäre begannen zu spenden, indem der Vermögendste, Ford, voran ging, so wie Bill Gates achtzig Jahre später. Ford hielt nicht viel davon. Einkommen oder auch nur Versorgung ohne Gegenleistung waren ihm ein Gräuel. Auch wenn die Möglichkeit zu einer Gegenleistung nicht vorhanden war. In seinen Fabriken gab es hunderte Arbeitsstellen, die auch Invaliden, Blinde, Einbeinige und Handlose bekleiden konnten. Ob das als erfolgreiche Behindertenintegration oder als Ausbeutung bis zum Letzten zu bewerten ist; sei dahingestellt. In seinem Krankenhaus siechenden Arbeitern, die noch stationär versorgt werden mussten, eine schwarze Ölschürze übers Bett zu legen, um sie dann Kleinteile verschrauben zu lassen, war eine Utopie, die er dann doch nicht umsetzte.<sup>27</sup>

Der junge Billy am anderen Ufer des Detroit River, in Windsor, wo es noch eine Spur besser ging, arbeitete neben der Schule unversichert und ohne jegliche Ansprüche. Jede Hilfsarbeit war recht und die Bezahlung war Vertrauenssache. Es war gut, vor Einbruch der Dunkelheit zu Hause zu sein, auch wenn Al Capone im Oktober 1931 für Jahre hinter Gittern verschwand. Unter anderem war der Berufsverbrecher für das Valentinstagsmassaker im Jahr 1929 verantwortlich gemacht worden, bei dem an Billies elftem Geburtstag sieben Chicagoer Mobster kaltblütig umgemäht worden waren.<sup>28</sup> Die Purple Gang hatte den Einzelkämpfer Capone schon längst abgelöst und veranstaltete bereits im September ein legendäres Blutbad in Detroit. Die Bandenkämpfe der Mafia, die gewalttätige, unkontrollierte Polizei, hungrige Männer, die sich in der Prohibitionszeit an Hirn zersetzendem Vorlauf

---

<sup>23</sup> Vgl. Das Kleine Blatt, 1.1.1931, S. 3

<sup>24</sup> Williams Siebenfach-Urgroßvater Matthew Gilbert war einer der sieben Gründungsväter der puritanischen Theokratie von New Haven im heutigen Connecticut, einer der ersten funktionierenden britischen Kolonien in Amerika nach Jamestown und Boston. Vgl. GILBERT, George Gordon: Gilberts of New England, Part II: Descendants of Matthew Gilbert of New Haven, Humphrey Gilbert of Ipswich and William Gilbert of Boston, Victoria, British Columbia, 1959, S. 377f

<sup>25</sup> Thomas William Martyn, geb. Pancrasweek. Devon 1849, † Windsor Ont., Kanada, 1916

<sup>26</sup> GELDERMAN, Carol: Henry Ford – the Wayward Capitalist, Washington, 1981, S. 304f

<sup>27</sup> Vgl. KISCH, Egon Erwin: Bei Ford in Detroit, in: Brunold, Georg: Nichts als die Welt – Reportagen und Augenzeugenberichte aus 2500 Jahren, Grunold, 2009, S. 322

<sup>28</sup> BURNSTEIN, Scott M.: Motor City Mafia – A Century of Organised Crime in Detroit, Arcadia, 2006, S. 114f

berauschten, das alles schuf kein Klima, das zu einem Kunststudium anregte. Bill wurde Elektriker.

Auf der anderen Seite des Atlantiks blickten im gleichen Jahr Journalisten aus Detroit im Büro eines aufstrebenden deutschen Parteichefs in München auf ein Portraitfoto Henry Fords. Auf die Frage, warum er ein Fordportrait in seinem Arbeitszimmer hätte, antwortete der gebürtige Oberösterreicher und Herzenslinzer, „Ich betrachte Henry Ford als meine Inspiration.“ So gut wie alle führenden Nationalsozialisten kannten Fords „Der Internationale Jude“, ein Pamphlet, das auf den gefälschten „Protokollen der Weisen von Zion“ fußte. Arbeitslosigkeit, niedere Instinkte und der Hang zu radikalen Lösungen waren die Zutaten aus denen die dünne Suppe der Dreißiger Jahre auf beiden Seiten des Ozeans gebraut war. In Mitteleuropa sollte sie bald aufbrodeln.

Während im September 1931 in Detroit die Mafialeichen des Collingwood Massakers langsam auskühlten und Billy Martin mit heißen Wangen seine ersten Tage in der neuen Schule absaß, spürte Anna Kienmayr in Kerschbaum 40 drückende Brustschmerzen. Am 19. Oktober, nach einem verregneten Sommer, in dem „das Haferstroh schwarz und faulig wurde“<sup>29</sup>, verschied sie spätabends im Alter von sechsundsechzig Jahren. Ihre Tochter Maria Magerl hatte nun keine engeren Verwandten mehr in ihrer Heimat Kerschbaum und Summerau, nur die kleine, dreieinhalbjährige Inge. Wieder spürte die besitzlose, allein erziehende Witwe mit dem ledigen Kind die Enge des Lebens auf dem Provinzbahnhof und den nun völlig fehlenden Rückhalt in der dörflichen Gesellschaft. Die Zeit in Krumau hatte ihr auch gezeigt, dass es mehr geben musste, als die Probleme der umliegenden Dörfer, mehr als den Scheidenkatarrh der Kühe in Unterhaid, der den dortigen Chronisten ebenso beschäftigte, wie bereits am 1. Mai 1925 die Installation und Inbetriebnahme einer Pissoiranlage im Braugasthof.<sup>30</sup>

## Landflucht

Maria überlegte, was sie nach dem Tod der Mutter mit ihrem und Inges Leben anfangen sollte. Ihr Halbbruder Franzl arbeitete und lebte in Linz. Als „Häuslmensch“ mit einem ledigen Kind war man in der damaligen Gesellschaft beinahe das Letzte. Man hatte nichts zu begehren. Es stand einem nichts zu, als für anderer Leute Wohlstand ums eigene Essen zu arbeiten. So beschloss die resolute Maria Magerl Anfang 1933 nach Linz zu ziehen, in die Waldeggstraße 65. Wenn sie von neuen Nachbarn über ihren Herkunftsort und ihre Zeit dort befragt wurde, erstickte sie weitere Fragen mit der Auskunft über ihre Witwenschaft und den Tod der Verwandten. Ihre dörfliche Lebenslust, ein Tanzschritt beim Wechsel vom Küchentisch zur Abwasch, ein leises Nachsummen einer vertrauten Waise, waren nun hier in Linz unseriöse Spompernadeln und kamen Maria beim Anblick der kleinen Tochter auch selber so vor. Sie hatte alles unbeschwert Mädchenhafte verloren und war nun Frau. Oft ließ sie sich erschöpft auf die verschossene, grüne Lotterbank fallen und schaute müde auf die selbstvergessen spielende Inge, die noch zu jung war, um mit ihr Alltagsorgen oder gar den Nachgeschmack schlechter Entscheidungen zu teilen.

Draußen, auf der Waldeggstraße gingen die Eisenbahner in Gruppen laut dischkurierend zum Kartenspiel. Das Leben außerhalb der eigenen vier Wände war damals politisch turbulent und ernst. Im Linzer Bahnhofsviertel, unter diesen Eisenbahnern, kriegte man das mit. Am 4. März 33 ging eine Abstimmung über die Gehälter der Eisenbahner patt aus, was Kanzler Dollfuß veranlasste, das Parlament auszuschalten und den Wiederezusammentritt des Nationalrats am 13. März durch die Polizei zu verhindern. Fünf Tage vorher war in Berlin das Reichstagsbrandgesetz verabschiedet worden. In der Metropole kochte die Menge, die SA begann zu wüten. Hier tobten die Eisenbahner, vorerst noch in den Wirtshäusern. Maria spürte, dass unsichere Zeiten bevorstanden, aber sie

---

<sup>29</sup> WOLF, Leopold et. al.: Gedenkbuch Unterhaid – Amtliche Dorfchronik; eine Folge das kk. Landespräsidialdekretes 31.8.1895, Unterhaid 1836 – 1946., S. 48

<sup>30</sup> WOLF, Leopold et. al.: Gedenkbuch Unterhaid – Amtliche Dorfchronik; eine Folge das kk. Landespräsidialdekretes 31.8.1895, Unterhaid 1836 – 1946., S. 49 et 60



würde das schaffen. Während Dollfuß' Verbotspolitik die Bildungsmöglichkeiten einschränkte - systematische Zensur gab es nicht – meldete sich die junge Linzerin für einen Kurs in der Privatschule Dr. Gatti an und lernte Morsen und Telegraphieren. Das war besser als Hilfsdienste am Bahnhof zu verrichten. Ruhelos plante sie ihre Zukunft weiter, geradezu rastlos um von sich selber los zu kommen. Sie hielt nun in der Stadt den Kopf höher und bekam einen Gang. Jegliche Reste ländlicher Schreckhaftigkeit hatte sie verloren und manchmal erlaubte sie sich, in einem von einer Freundin geschneiderten Kostüm auf der Landstraße zu promenieren. In diesen Stunden klackte sie auf hohen Absätzen über das Pflaster, beflügelt von allem, was sie hinter sich lassen konnte. Unterbrochen wurde diese Leichtigkeit nur vom Anblick glücklicher, vollständiger Familien, der sie wieder mit sich selbst behelligte. Aus dem Vorkriegsmädchen vom Land war eine Nachkriegsfrau aus der Stadt geworden. Noch konnte sie nicht ahnen, dass auch ihre Tochter zuerst ein Vorkriegsmädchen und dann eine Nachkriegsfrau werden sollte. Der Zweite Weltkrieg war auch nur für Interessierte in der Hassrhetorik politisierender Extremisten zu erahnen.

Aus einem Bauchgefühl heraus kaufte Maria nach dem Anschluss 1938 gegen den Rat ihres nationalsozialistischen Halbbruders neue Bettwäsche, das damalige Golddepot der armen Leute. Ihre Befürchtungen, es könne ja ein Krieg kommen und das Geld nichts mehr wert sein, tat Franzl als Spinnerei einer Frau ab, die nichts von Politik verstehen konnte.

Fünf Jahre vorher waren vom heraufdräuenden Rauben, Morden und Denunzieren erst die Anfänge zu spüren. Der Reichskanzler, Adolf Hitler, war unweit vom Bahnhofsviertel in Linz ein paar Jahre aufgewachsen, seine Eltern liegen noch heute in Leonding begraben. In Deutschland wurde am 20. März 1933 nach seiner Anweisung das erste KZ für politische Gegner und allgemeine Straftäter in Dachau eröffnet. Einen Tag darauf folgte Sachsenhausen. Zwei Tage darauf trat das Ermächtigungsgesetz in Kraft. Damit war die Grundlage für die folgende, jahrelange Rechtsbeugung der nationalsozialistischen Justiz geschaffen. Der von exekutiver und judikativer Willkür geprägte Maßnahmenstaat sollte von nun an den juristisch verlässlichen Normenstaat ablösen.

Maria nahm diese Details nicht wahr, sie standen auch nicht in der Zeitung, sondern wurden nur als bedrohliche Gerüchte und Vorahnungen verbreitet oder einfach abgetan. Und blöder konnte es so oder so nicht werden. Die junge Eisenbahnerin musste überlegen, wie sie die kleine fünfjährige Inge versorgen sollte, während sie in der Arbeit war. So vermietete sie eines ihrer beiden Zimmer an eine Freundin, die ledige evangelische Schneiderin Olga Schaffer, deren Hauptsorge die Suche nach einem Mann war. Die erfahrene Maria ging mit ihr zu einer Kartenaufschlagerin in Urfahr, die ihr voraussagte, dass sie einen Mann aus Karlsbad kennen lernen würde, der eine Tochter hätte. Diese würde mit ihr schlecht auskommen, aber den Mann würde sie heiraten. Angeblich kam es dann genau so. Abgesehen von ihrer ganz unprotestantischen Neigung zu esoterischen Praktiken war die Schaffer Olga eine gute Tagesmutter, die der kleinen Inge Stoffkleidchen für ihre Puppe nähte.

In den Linzer Gasthäusern trafen sich zur gleichen Zeit immer mehr radikalisierte Eisenbahner und noch legale Nazis. Am 20. Mai wurde die Vaterländische Front gegründet und die Kommunistische Partei aufgelöst. Es folgten der sozialdemokratische Schutzbund und die NSDAP, die im April 1933 in Innsbruck bereits 41 % der Stimmen erhalten hatte. Als im Februar 1934 in Linz der Bürgerkrieg ausbrach, durfte Inge natürlich nicht auf die Straße. So konnte sie auch die Eisenbahner nicht sehen, die an den größeren Kreuzungen versammelt waren. Einer von ihnen war der Leitner Hans, der auch gleich in Haft genommen und zu vier Jahren Haft verurteilt wurde. Auch draußen ging es dramatisch weiter. Im Juli wurde Bundeskanzler Dollfuß ermordet und die Nationalsozialisten tauchten vollends in den Untergrund ab, um von dort das verhasste System zu provozieren.

Zwei Jahre nachdem im Sommer 1934 Hans Leitner frühzeitig aus der Haft entlassen wurde, stürzte Maria Magerl, die er damals nur vom Sehen kannte, über eine Wendeltreppe im Bahnhofsgebäude und wurde mit einem Steißbeinbruch ins Spital gebracht. Für die kleine Inge begann eine Zeit, in der heimlich abendliche Tränen flossen. Monatelang ging die Drittklasslerin nach der Schule ins Krankenhaus zu ihrer Mutter und dann alleine zu Fuß in die Wiener Reichsstraße zu ihrem Onkel Franzl, wo sie nun vorübergehend lebte. Der Onkel

behandelte sie gut. Seine Frau und deren Tochter gaben dem achtjährigen Mäderl aber zu verstehen, dass es nicht willkommen war.

Als Maria aus dem Krankenhaus entlassen wurde, lernte sie den Leitner Hans näher kennen und die beiden heirateten später während des Krieges im Jahr 1942 nicht wirklich aus Liebe, sondern weil man sich gut verstand. Der gesellschaftlichen Erwartung war so auch Genüge getan. Zumindest waren sie abgesichert und versorgt, jeder auf seine Weise. Maria ließ es nicht mehr zu, dass sich ihr Gatte ihr näherte. Es hätte mit jener verständnisvollen, bedingungslosen Zuwendung sein müssen, die ihr erlaubt hätte, mit dem Tod ihrer ersten beiden Kinder, aber auch ihrer vermeintlichen Verantwortung am Tod ihrer jüngeren Schwester umzugehen. Diese Zuwendung aber erlebte sie nur mehr unbeobachtet in Tagträumen, die sie später auch auf der Froschberger Kirchenbank aussaß.“

Im hohen Alter, brachen hin und wieder die Bilder, Wirrnisse dieser frühen Jahre über sie herein und sie schluchzte still. Das geschah einmal nach dem erwähnten Rasierklingenunfall, aber wohl auch ohne den Enkel nicht selten. Manfred sollte ihre Beweggründe erst 44 Jahre danach verstehen, 33 Jahre nach ihrem Herztod im Jahr 1977. Das Erstaunliche: wie viel bedingungslose Liebe in der alten, gebrochenen Frau steckte, in deren Leben so viel schief gelaufen war, manches aufgrund ihrer Entscheidungen. Letzteres war schwerer zu ertragen, als die „Schicksalsschläge“.

## Als der Schmiedfamilie die Angst ins Haus kam

Niemand kann sagen, warum der vierundsiebzigjährige Auszügler Josef Preinfalk im eiskalten Februar des Jahres 1896 um drei Uhr morgens in geistiger Umnachtung aus seinem Haus auf den Dorfplatz von Zulissen lief. Jedenfalls durchbohrte er in der frostigen Nacht mit einem Tischmesser den eigenen Fuß. Er schrie und die Zulissner rannten zusammen. Sein Sohn Johann brachte ihn in die Stube, die Frauen versorgten die Wunde. Das Dorf war in Unruhe. Hatte der von einem arbeitsreichen Leben gezeichnete Preinfalk eine Vision gehabt, in der er zum Satan geworden war? Wollte er sich den Bocksfuß abtrennen? Es gab keinen Hinweis darauf, aber was konnte dieses Verhalten besser erklären in einem Ort, wo noch im einundzwanzigsten Jahrhundert manche ganz Alten beim Anblick eines Fremden in einem schwarzen Rock das Schlimmste vermuteten.<sup>31</sup> Den alten Preinfalk konnte man nicht mehr fragen. Er schnitt sich wenige Wochen später, am 30. März 1896 eigenhändig die Kehle durch um sich von seinem Leiden zu erlösen, welcher Art dieses auch gewesen sein mochte.<sup>32</sup>

In dem Haus, wo dieses Unglück passierte, wohnte zu der Zeit auch vorübergehend das Ehepaar Magerl. Der oben bereits erwähnte Schmied Josef Magerl war in der Nähe von Klattau aufgewachsen. Dort hatte er bei seinem Vater das Schmiedehandwerk gelernt. Eisen und Feuer, das war die Welt des unternehmungslustigen Josef. Als junger Spund verließ er sein Dorf um die Welt außerhalb des Böhmerwalds zu erkunden. Es musste mehr geben als dieses „Autz“, irgendwo jenseits von Klattau. Seine Mutter war früh gestorben, ihn hielt nichts dort und so machte er sich auf den Weg. In Zulissen, am südlichen Rand des Böhmerwalds, zweiundachtzig Meilen von zu Hause entfernt, war Endstation. Weiter sollte er nie kommen. Er hatte die Welt von A bis Z bereist. Dabei war in Zulissen der landesweit bekannte Beda Piringer geboren worden und er ging sogar hier in die Volksschule, bis er in Kremsmünster ausgebildet wurde um seine politische Karriere im k.u.k. Reichstag zu krönen.

In die Kirche gingen die Zulissner bis 1919 nach Oberhaid, solange es keine Staatsgrenze gab oder gar den Eisernen Vorhang. Später machte dies die kommunistische Grenzpolitik unmöglich. In diesem kleinen Bauerndorf, in Sichtweite der uralten Nord-

---

<sup>31</sup> Mündliche Auskunft Herr W. jun. August 2003

<sup>32</sup> Rainbach Totenbuch – tomus IV 1881 – 1897 – bei diesem Todesfall merkte der Pfarrer unüblich viele Details an: „Josef Preinfalk, Auszieher am Pühringergute, geb. Zulissen 38, seit 23.10.1894 Witwer nach Anna Pühringer. War schon wochenlang geistesverwirrt, um 3 Uhr früh verließ er unbewusst das Haus und durchbohrte sich mit einem Tischmesser den Fuß. Todesursache: Selbstmord durch Durchschneiden der Kehle.“

Südverbindung von Böhmen an die Donau nach Linz, landete Josef Magerl kurz nach 1861, gewissermaßen in einem der abgelegeneren Dörfer zwischen Rainbach und Bahrain.

Josef war gerade mal zwanzig. Er fand Arbeit beim alten Dorfschmied Gusner in Zulissen 21<sup>33</sup>, dem Haus mitten auf dem lang gezogenen Dorfplatz, das nach 1980 abgerissen werden sollte. Der Schmiedemeister nahm den jungen deutsch-böhmischen Schmied auf. Der stellte sich geschickt an, freute sich auf den Sonntag, wenn er nach Oberhaid kam und nach der Kirche noch mehr Leute kennen lernte als in der Schmiede, wo auch so manche Schönheit vorbeikam. Nach dem Tod des Meisters wandte er sich der dreiundvierzigjährigen Witwe, Maria Gusner, zu und heiratete sie im November 1868. So kam er zu einer Schmiede und sie zu einem sechzehn Jahre jüngeren Ehemann.<sup>34</sup> Die Ehe blieb kinderlos. Das Ehepaar arbeitete Jahr für Jahr, bis Maria, die Schmiedin, nach zweiundzwanzig Ehejahren an Krebs erkrankte, dem sie im Sommer 1889 entkräftet erlag. Josef Magerl wollte Perspektive, Zukunft, Nachkommen. Ein gutes halbes Jahr darauf nahm sich der Schmied die Anna Windhager, aus Oberhaid stammend, zur Frau.

Im Haushalt lebte auch der ledige Heinrich Magerl, wahrscheinlich ein Bruder des Schmieds, der ebenfalls in diesem Beruf mitarbeitete. Das Besitzerpaar begann sich um gemeinsame Kinder „umzuschauen“. Ein knappes Jahr danach kam ein Hauserbe zur Welt. Das Schmiedkind, Johann Magerl, getauft mit dem Namen des Klattauer Großvaters, starb allerdings am 8. Jänner 1891 im Alter von fünf Tagen an „Dyspepsie“ oder Darmentzündung.

Auch das nächste Kind starb, diesmal an der Fraisen. Wieder ein Jahr später kam endlich am 25. November 1892 Katharina Magerl zur Welt. Sie sollte achtzig Jahre alt werden, bevor sie in Linz verstarb. Mit einundfünfzig Jahren hatte der Schmied aus Klattau nun seine erste Tochter. 1894 folgte der langersehnte Erbe, der nach seinem Onkel Heinrich getauft wurde. Ein Jahr darauf starb der kleine Ferdinand einen Tag nach dem Heiligen Nikolaustag an einem Magen-Darm Katarrh. Die Familie hatte nun den dritten Buben verloren und fast genau ein Jahr später, einen Tag vor dem Heiligen Nikolaus, am 5. Dezember 1896, starb das nächste männliche Kind.

In den Tagen, als er gezeugt wurde, im März 1896, war im Piringergut, wie eingangs geschildert, der alte Auszugsbauer so elend zugrunde gegangen und die Schmiedleute im Magerlhaus hatten das sicherlich auch mitbekommen, auch der Bruder, Heinrich, der schon über vierzig gewesen sein musste. Die dreieinhalbjährige Schmiedtochter Kathi wird erst aus späteren Erzählungen vom tragischen Ende des Nachbarn erfahren haben. Möglicherweise war der alte Auszugsbauer nicht nur Nachbar gewesen. Jedenfalls hatten die Magerls so gute Beziehungen zur Familie Preinfalk vom Piringergut in Zulissen, dass dort das nächste Kind zur Welt kam. Das war dann ein Jahr nach dem Tod des letzten Kindes die zweite Tochter, Maria. Am 14. Jänner 1898 wurde das Mädchen in diesem Haus geboren und überlebte die kritischen ersten Jahre. Zwei Jahre darauf wurde dem Schmiedehopaar eine weitere Tochter, Anna, geboren, wieder in Zulissen 2, nicht im Schmiedhaus Zulissen 21. Anna, jedenfalls, verstarb nach zwei Jahren, wie bereits vier ihrer Geschwister. Am 25. Oktober 1901 erblickte Emmerich, der erste männliche Nachkomme, das Licht von Zulissen. Er sollte vierundzwanzig Jahre alt werden, bevor ihn in Linz die Tuberkulose hinwegraffte.

Hier ist bemerkenswert, dass der Bruder des Schmiedebesitzers Josef namens Heinrich, als lediger Schmied, wohnhaft in Zulissen 21, am 1. April 1900 Taufpate von Maria Kienmayr war, die in Kerschbaum 59 zur Welt kam. Heinrich Magerl wohnte also anfangs des Jahres 1900 in der Schmiede, die Familie seines Bruders aber nicht. War etwa das Wohnhaus der Schmiede vorübergehend teilweise unbewohnbar? Etwa durch einen Brand? Ein weiterer, im Jänner 1905 getaufter Sohn wurde bereits wieder im Schmiedhaus Zulissen 21 geboren. Er überlebte als Säugling einen Darmkatarrh allerdings nicht. Die Schmiedfamilie, außer der Bruder Heinrich, hatte demnach mindestens drei Jahre, wahrscheinlich aber länger, nicht im Schmiedhaus gewohnt, bzw. ihre Kinder waren in

---

<sup>33</sup> BG Freistadt, Altes Grundbuch, KG Zulissen, Zulissen 21

<sup>34</sup> Die Schmiede von Zulissen – es gab um 1880 mehrere davon – sind seit 1695 namentlich durch die Haiderregesten (OÖLA) bekannt: 1695 starb Regina Walkensdorfer, Gattin des Schmieds Philipp Walkensdorfer. 1719 wird ein Schmied namens Pilwasch erwähnt, dann wieder 1769 ein Johann Pillwasch

diesem Zeitraum nicht dort zur Welt gekommen. Eine Erklärung für diesen Umstand steht aus.

Im doch schon fortgeschrittenen Alter von 67 Jahren zeugte der virile Schmied im Jahr 1908 nun noch Thomas Magerl, der sein Leben in Schwanenstadt verbringen sollte. Fünf Kinder waren früh verstorben, fünf lebten nun also noch. Soweit war die Kinderbilanz der Familie nicht allzu ungewöhnlich, die Kindersterblichkeit lag gemeinhin hoch.

Nun folgte der Erste Weltkrieg, aber nur der neunzehnjährige Schmiedsohn Heinrich musste einrücken. Der alte Schmied war über siebzig und der jüngste Bub, der Emmerich, erst dreizehn gewesen, als der Krieg begann. Zulissen wurde von den Kriegereignissen nicht direkt gestreift. Nach Kriegsende im November 1918 allerdings streiften vereinzelte oder in Gruppen vazierende und marodierende entlassene Kriegsgefangene auf der Suche nach dem Weg in ihre Heimat durch die Gegend.

## Die Hexeng'schicht

Im Jänner 1919 kam es zu einem schauerlichen Vorfall im benachbarten Oberhaid, der die Menschen der Gegend zutiefst schockieren musste. Das Linzer Wochenblatt schrieb:

Oberhaid – 8.2.1919

*An einem Sonntag Ende Jänner 1919 gingen einige Burschen am Steinhäusl vorbei, das ganz einschichtig im Wald lag. Ihnen fiel auf, dass alle Fenster verhängt, und auch keine Fußspuren im Schnee rings um das Haus zu sehen waren. Sie klopfen und riefen, aber es zeigte sich niemand. Als sie schließlich ein Fenster einschlugen und in das Haus eindringen, bot sich ihnen ein schrecklicher Anblick: der Mann lag, Brust und Kopf voller Stichwunden, auf dem Boden. Die Frau und das fünfjährige Mädchen fand man erschlagen und mit halbverkohnten Gesichtern im Bett. Das Vieh im Stall war größtenteils schon verhungert, nur eine Kuh und zwei Schweine gaben noch matte Lebenszeichen von sich. Sie verendeten jedoch auch bald. Der Mord war schon zwei Wochen zuvor verübt worden. Die Täter hatten versucht, das Haus in Brand zu stecken, aber nur das Bett und die Einrichtungsgegenstände waren verbrannt und verkohlt. Die Tat wurde niemals aufgeklärt.<sup>35</sup>*

Einen Monat später, am 1. März, stand in der gleichen Zeitung zu lesen:

*„Letzte Woche ist in der Ortschaft Zulissen eine ganze Familie wahnsinnig geworden. Daß im Schmiedehaus bei der Familie Magerl, bestehend aus den zwei Alten, zwei erwachsenen Töchtern, einem erwachsenen Sohn (Heimkehrer) und einem 11-jährigen Knaben, nicht alles in Ordnung sei, wurde von den Bewohnern der Nachbarschaft beobachtet. Das Schmiedehaus war immer versperrt, niemand wurde hineingelassen. Endlich kam es auf, dass alle Mitglieder der Familie an Verfolgungswahn litten. Sie hatten die fixe Idee, dass ihnen eine Person etwas angetan habe, dass sie verbrennen müssten und vergiftet würden. Darum aßen die bedauernswerten Leute seit Tagen nichts. Um nicht zu verbrennen, besprengten sie alles mit Wasser, bestreuten alles, auch sich selbst, besonders bei Nacht, mit Mehl. Letzten Sonntag wurde das Haus ausquartiert, die Tochter, bei welcher der Wahn zuerst ausbrach, wurde in die Irrenanstalt überbracht.“<sup>36</sup>*

Gab es zwischen den beiden Ereignissen einen Zusammenhang? War der Raubmord in Oberhaid Auslöser für einen paranoiden Schub bei der Schmiedstochter, die Eltern und Geschwister mitzureißen vermochte? Dass man damals abergläubisch war, war nicht verwunderlich. Der ungewöhnliche Tod des alten Pühringer, den man ja gut kannte, der Brand um die Jahrhundertwende, die vielen Kinder, die man verloren hatte, reichten die naturwissenschaftlichen Erklärungen wirklich aus? All diese Schicksalsschläge konnten wohl

<sup>35</sup> Linzer Wochenblatt vom 8. Februar 1919, Nr. 6, 12. Jg., S.4

<sup>36</sup> Linzer Wochenblatt vom 1. März 1919, Nr. 9, 12. Jg., S. 4

eine diffuse, unbestimmte Angst in der Familie zugrunde legen, die sich dann ins Krankhafte steigerte, als im Nachbardorf eine liebe, vielleicht gut bekannte oder gar verwandte Familie hingemeuchelt wurde. Wer sonst konnte die im Zeitungsbericht erwähnte „Person“ sein, die ihnen etwas antun wollte, oder bereits angetan hatte, als der unbekannte, niemals gefasste Mörder der braven Leute vom Steinhäusl?

Ernst D., ein alter Zulissner, hat in jungen Jahren eine Erklärung erzählt bekommen, die er für richtig hält. Demnach seien kurz vor der pathologischen Auffälligkeit der Familie zwei nahe Verwandte auf einem Feld vom Blitz getroffen und getötet worden. Ein solches Unglück wurde oft anderen höheren Mächten als dem christlichen Gott, zugeschrieben. Die brave Schmiedfamilie hätte auf diesen Schicksalsschlag wie beschrieben krankhaft reagiert. Das Versperren der Tür, das Mehlstreuen, die Angst vor dem Verbrennen deuten allerdings eher auf eine Verbindung zum Steinhäuslmord hin, als zu einer Naturkatastrophe, die möglicherweise den Boden für die paranoide Reaktion vorbereitet hatte.

Herr W. senior erinnerte sich in einem Gespräch im Jahre 2004, dass die Buben des Ortes damals versucht hätten, bei den sich immer mehr abkapselnden Magerls durch ein Fenster zu schauen, um zu sehen, was sich denn da drinnen abspielte, nachdem sie niemanden ins Haus gelassen hatten. Er sei nicht dabei gewesen. Man hätte es ihm verboten mitzugehen weil er zu klein für so etwas sei. Sein älterer Bruder aber hätte mitgemacht und dann erzählt, dass eine oder mehrere Frauen (die Töchter Kathi und Maria?) nackt auf dem Tisch gesessen seien und in einem Buch gelesen hätten. Auf dem Boden wäre Mehl aufgestreut gewesen. Dieser Hinweis auf eine sexuelle Komponente in der Geschichte wurde mir im März 2010 von Gottfried. Haider, dem Sohn eines alten Zulissners bestätigt. Bei einem Telefonat hatte ihm sein 87-jähriger Vater gesagt, und dies sei nicht verbürgt, dass die Magerls damals nächtens *Gsod* geschnitten hätten, also Heu klein gemacht hätten, was die Nachbarn aufgrund des Lärms festgestellt hatten. Dabei seien sie nackt gewesen. Herr W. wiederum erinnerte sich 2004, dass die Nachbarn nachts die Schmiede „gehen“ gehört hätten, dass sich die Dorfgemeinschaft um das Haus versammelt hätte, aber um sechs Uhr abends hätte plötzlich der Zaun zu rattern begonnen, und alle liefen nach Haus.

Ungewöhnlich ist noch die Schilderung von Herrn W. senior, dass Heinrich Magerl, der Kriegsheimkehrer, just in dieser Zeit heimgekommen war. Er wurde von der Dorfbevölkerung abgewartet und mit den Vorgängen konfrontiert. Heinrich Magerl ging ins Haus, sei aber am nächsten Tag herausgegangen und habe geschrien: „Satan, weiche über den Ozean“, und habe dann mit seiner Familie den ganzen Spuk mitgemacht.

Beruhigend und schön an der Geschichte ist jedenfalls, dass sich die Schmiedfamilie nach wenigen Wochen wieder normalisiert hatte und bis zum Tod keine weiteren Auffälligkeiten jenseits des gemeinhin Akzeptierten bekannt wurden. Die Töchter Kathi und Maria bekamen wenige Jahre später im Dorf uneheliche Kinder, für die sie gegenseitig als Taufpatinnen gut standen. Kathi wechselte sogar für ein paar Monate ihr Glaubensbekenntnis, wandte also dem katholischen Glauben den Rücken zu und wurde evangelisch.<sup>37</sup> Abgesehen von diesen „Unebenheiten“ in ihren Biographien verlief das Leben der Töchter unspektakulär und sie zogen auch erst nach Jahrzehnten mit ihren späteren Ehemännern aus dem Dorf weg, wenn sie auch ihren Aberglauben mitnahmen. So weigerte sich die Kathi, bei der Hochzeit ihres Sohnes dabei zu sein mit der Begründung, „sie wolle ihm nicht ins Grab nachgehen“.<sup>38</sup>

---

<sup>37</sup> Eintrittsbuch, evang. Gemeinde Gallneukirchen, 1922, der Wiedereintritt in die katholische Kirche ist durch Katharinas Taufpatenschaft im Jahr 1923 im Taufbuch Rainbach belegt.

<sup>38</sup> Mdl. Auskunft Hedwig Magerl, Linz, Gespräch, August 2003.

## Der „Ami“

William Edgar Martin, der mittlerweile erwachsene Billy aus der kanadischen Kleinstadt Windsor in Kanada, pflegte seine Schwiegermutter Maria Leitner mit der von ihr selbst wenig verbreiteten „Hexeng’schicht“ in Zulissen „aufzuziehen“. So erinnerte sein Sohn Manfred den einen oder anderen freundlichen Zwist zwischen den beiden in der Wohnung am Linzer Minnesängerplatz 7. „Bill“ wurde der geborene Kanadier von seinen Mühlviertler Verwandten, die in den dreißiger Jahren Linzer geworden waren, hier in Österreich genannt. Er liebte Österreich, vor allem die soziale Sicherheit, nachdem er in den dreißiger Jahren Henry Fords Kapitalismus kennen gelernt hatte. Nach ein paar Jahren bei der kanadischen Kriegsmarine war er nach Kriegsende bei der US Army eingerückt und wurde nach dreijährigem Einsatz in Korea im Camp Mc Cauley in Hörsching stationiert. Dort war die Zeit nach Dienstschluss lang, wenn man nicht mit Kameraden in der Stadt einen Drauf machte oder „Frauleins“ bequatschte. Er war nun schon aus dem Alter raus, wo man am Zahntag mit dem Schelm in den Augen aus der Kaserne stürmte um die Stadt und deren junge Dirndl unsicher zu machen. William dachte an seine Zeit bei der kanadischen Marine während des Krieges, als er auf Kriegsschiffen seiner Majestät Truppen- und Waffentransporte über den Nordatlantik begleitete. Er dachte an seinen Vater, der durch Diabetes ein Bein verloren hatte und an seinen jüngeren Bruder Thomas, der eine Woche nach dem D-Day ebenfalls ein Bein und Stunden darauf sein Leben in Falaise bei Caen gelassen hatte. Eine Granate hatte die Bildungsinvestition einer Familie zunichte gemacht. Tom war eben erst fertig ausgebildeter Apotheker gewesen. Sein kleiner Sohn, den er noch nicht gesehen hatte, war nun vaterlos und alle späteren Versuche die Witwe und diesen Sohn aufzuspüren schlugen bis zum heutigen Tag fehl. Wo lag nach diesem Kriegstod nun die Zukunft des dreißigjährigen William, der sehr an seinem Bruder geangen hatte? Ewiger, herumziehender Soldat, mal hier, mal dort im Einsatz, ohne Zuhause? Die Familie wurde kleiner, als auch die Mutter in Windsor starb.

Ingeborg Kienmayr, Marias einzige Tochter, arbeitete zu dieser Zeit, im Herbst 1948 bereits drei Jahre im Warenhaus Kraus & Schober, das 1938 liquidiert und während der Kriegszeit anfänglich vom ehemaligen Buchhalter Franz und einer Gruppe von sechs Angestellten geführt wurde.<sup>39</sup> Schon 1937 hatte der illegale „Österreichische Beobachter“ die einschlägige Bevölkerung „informiert“:

*„Denkt schon jetzt bei der Vorbereitung und Überlegung der Weihnachtseinkäufe, dass ihr keinen Groschen zum Juden tragen dürft!.../Selbstverständlich ist auch das Ramsch-Warenhaus Kraus & Schober jüdisch. Obwohl es drei Ausgänge hat, werden wir ihm als einem der ärgsten Schädlinge des heimischen Handels und Gewerbes und des kaufenden Publikums unser besonderes Augenmerk zuwenden.“<sup>40</sup>*

Im Haus Jakominiplatz 16 in Graz hatte Samuel Löb Schwarz bereits im 19. Jahrhundert ein Kaufhaus betrieben. 1908 expandierte er nach Salzburg und am Ludwig-Viktor-Platz (heute Alter Markt/Kranzlgasse) entstand das größte Salzburger Kaufhaus, das von seinen Söhnen Max, Walter und Paul geführt wurde, bis sich Walter 1934 nach Linz begab, um hier Anteile am Warenhaus Kraus & Schober zu erwerben. Seine Frau Dora, deren Familie in Innsbruck ein modernes Kaufhaus mit Rolltreppe aufbauen sollte und ihre jüngeren Söhne Rafael und Benjamin emigrierten gleich nach Palästina. Walter Schwarz wurde im Sommer 1938 in seiner Geburtsstadt Wien verhaftet und nach München verbracht. *„Im Attest heißt es, dass Walter Schwarz, mit erheblichen Schnittwunden an beiden Handgelenken ins Polizeikrankenhaus eingeliefert worden sei und sich in der darauffolgenden Nacht mit den Wundbinden, die an seinen Handgelenken angelegt worden seien, erhängt habe. Gewiss ist jedenfalls, dass Walter Schwarz 53-jährig am 1. September*

<sup>39</sup> ELLMAUER, Daniela, Michael JOHN und Regina THUMSER: „Arisierungen“, beschlagnahmte Vermögen, Rückstellungen und Entschädigungen in Oberösterreich, Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission, Bd. 17/1, Wien/München, 2004, S. 52

<sup>40</sup> Österreichischer Beobachter, Organ der NSDAP in Österreich, zweite Novemberhälfte 1937, S. 16, zit. n. ELLMAUER, JOHN, THUMSER – Arisierungen, S 53

*1938 in der berüchtigten Terrorzentrale der Gestapo, München, Briennerstraße 50, zu Tode gekommen ist.*<sup>41</sup>

Dora Schwarz, eine der jüdischen Besitzerinnen beantragte 1947 die Restitution der Kaufhäuser in Innsbruck, Salzburg und Linz, sowie des Fallenbiegel in Wien, was sie schließlich auch erreichte.<sup>42</sup> Der dritte Sohn von Dora und Walter Schwarz, Hugo, übernahm nun einen Anteil an dem wiedereröffneten Linzer Kaufhaus.<sup>43</sup>

Die nunmehrigen jüdischen Besitzer des Linzer Hauses, Schwarz, Pirak und Greif stellten die junge Inge Kienmayr als Verkäuferin ein. Das Mädel war ihnen von Frau Trencks empfohlen worden, die den Betrieb unmittelbar nach dem Krieg übernahm und das Vertrauen der jüdischen Restituenten genoss. Den Beruf der kaufmännischen Angestellten hatte Inge während des Krieges bei Sport und Freizeitbedarf Textl und Schölm, Landstraße 62, gelernt. Das Geschäft sperrte allerdings im Sommer 1945 zu, nachdem die beiden Söhne des Besitzerehepaars, Karlfried und Dietfried, gegen Kriegsende innerhalb einer Woche gefallen waren.

Nach Kriegsende im Mai 1945 kamen immer wieder Amerikaner in das kleine Sportgeschäft um Angelzeug und Ähnliches zu kaufen. Es gab fast keine Ware so kurz nach dem Krieg, aber was es gab, ging gut weg. Unter den amerikanischen Kundschaften war auch Mr. Avery, ein CIC-Mann, dessen Arbeitsstelle in der Mozartstraße lag. Er und Inge hatten den gleichen Weg zur Arbeit, da er im „Ärztelhaus“ der Reichsautobahnsiedlung am Froschberg wohnte, sie aber am Ende des eben erst fertig gestellten Hitlerbaus auf dem Minnesängerplatz. Sie ging die Strecke zweimal täglich zu Fuß, O-Bus gab es noch keinen. Er fuhr einen Army-Jeep. Avery bot an, das junge Ding nach Hause zu fahren, und nachdem klar war, dass er anständig war und auch seine Frau bei ihm wohnte, stieg Inge ein. In den folgenden Wochen war Inge öfter bei den Averys, hauptsächlich um der Frau des Polizisten die Langeweile zu vertreiben. Die New Yorkerin konnte kein Deutsch, trank zuweilen einen über den Durst und musste betreut werden. Das war zumindest Herrn Averys Einschätzung der Lage. Inge wiederum lernte Englisch und ging mit der Frau in den PX einkaufen. Auch im Palais Weissenwolff (Kraus & Schober) war ein solches Geschäft für die Besatzungssoldaten und deren Familien eingezogen. Das Traditionskaufhaus, von manchen wieder ebenso spöttisch wie in Vorkriegszeiten „Kraus und Schund“ genannt, zog 1945 vorübergehend in die Geschäftsräume auf der Landstraße 15a im Textilgeschäft Baumgartner, bzw. in der Altstadt in das Geschäftslokal von Moden Wenz. Der PX am Hauptplatz war allerdings nicht so gut sortiert, wie jener in Hörsching, was Frau Avery dazu brachte Inge ein Paar Blue Suede High Heels dort zu besorgen. Bedenkenlos fuhr die New Yorkerin leicht angetrunken und mit Lockenwicklern im Haar einkaufen. Nicht nur die amerikanischen Männer zeigten „guts“ und scherten sich einen Schmarren darum, „wosdleid song“. Und das in einer Zeit, als hier im Lande Büchlein mit dem Titel „Man benimmt sich wieder“ zu kursieren begannen.

1946 nahm Inge einen Nebenjob als Ticketverkäuferin im amerikanischen „Djungle Cat Club“ am Keferfeld an. Das war eine Gratwanderung, da einige Mädchen ihren Anstand vergaßen, sich betrunken machen ließen um dann in den Büschen vor dem Klub zu landen. Vor der Hörschinger Kaserne standen am Zahltag junge Damen Schlange. Sie waren am Sold der Amis interessiert oder es war die unbekümmerte Ausstrahlung dieser Amerikaner, die sich stark von dem traumatisierten Schweigen mancher Kriegsheimkehrer unterschied, die sich zuerst einmal die Welt neu erklären mussten. Es war die Zeit, als es in der Wr. Straße, der ehemaligen Wiener Reichsstraße einen „Haarabschneiderklub“ gab, ein Treffpunkt für junge, treudeutsche Sittenwächter oder in ihrer Männlichkeit unsichere Typen, die die rassische Vermischung mit dem Feind, den die Amerikaner für sie noch immer darstellten, nicht goutierten und Mädchen mit Beziehungen zu Besatzungssoldaten beschimpften und ihnen gelegentlich die Haare abschnitten. Inge hörte vorerst auf den Rat des CIC-Mannes Avery und vor allem auf den ihrer Mutter, sich nicht mit den Soldaten

---

<sup>41</sup> Gedenkblatt für Walter Schwarz – Projekt „Stolpersteine“, Gert Kerschbaumer, November 2007

<sup>42</sup> OÖLA Sondergerichte, RK 124/47 Kraus & Schober, 12.8.1947

<sup>43</sup> 1949 konnte er auch das Salzburger Kaufhaus wieder aufsperrern. Anfang der 60er Jahre aber verkauften die Besitzer an den Fürther Quelle-Konzern der Familie Schicketanz, der erst 2010 sein kommerzielles Ende finden sollte.

einzulassen. Als der Bürgermeister im Radio vor Weihnachten 1947 die Linzer Bevölkerung dazu aufrief, doch ein, oder zwei amerikanische Soldaten zum Heiligen Abend einzuladen, meldete sich Inge und brachte einen Tony und einen weiteren, wortkargen aber lieben GI mit auf den Minnesängerplatz. Frau. H. aus dem dritten Stock sah die Nachbarstochter mit den jungen Soldaten aus dem Jeep aussteigen. „No, mea howi ned braucht!“ kommentiert Inge die kommunikativen Folgen der nächsten Wochen in der Nachbarschaft sechzig Jahre später. Nur die alte Frau Brey, deren Mann bei Stalingrad gefallen war und deren einziger Sohn ebenfalls nicht aus dem Krieg zurückgekehrt war, zeigte Verständnis: „la miasts des faschdeh, de buaschn miassn allah feian.“ Frau Brey sollte später der Schrecken der Kinder in der Reichweite ihrer Stimme und ihres Blickes werden. Man spielte nicht schreiend und man sprang im Stiegenhaus nicht zwei Stufen auf einmal. Nicht vor ihrer Wohnung. Als Manfred mit ein paar Buben in der Lehmgrube des Ziegelwerks Fabigan und Feichtiger, gewissermaßen dem „Dschungelcamp“ der damaligen Froschbergbuben, zum angeberischen Flunkern beisammen stand, brüstete sich einer der Plattinger damit, seiner unteren Nachbarin vom Küchenfenster seiner darüberliegenden elterlichen Wohnung auf den weißhaarigen Kopf gespuckt zu haben. Das wäre gar nichts, meinte Manfred. Er habe der gefürchteten Frau Brey, die zwei Stockwerke unter seinem Schlafzimmerfenster aus ihrer Wohnung lehnte, ein rohes Ei auf den Kopf platschen lassen. Die Bubenrunde startete Manfred an. „Des glaubst jo söwa ned!“ urteilte sein elfjähriger Klassenkamerad Edi. Mandi, wie er bei den Buben hieß, schwor sich verschämt, nie wieder so einen ausgemachten Stumpfsinn zu erzählen. Nur der Anführer der Straußstraßler grinste breit und ließ die Lüge gelten. Manfred begriff erst später dass so unter manchen Männern Politik gemacht wurde: unverschämtes Aufplustern ohne Rücksicht auf den Wahrheitsgehalt.

Frau Brey starb völlig vereinsamt Ende der Siebziger Jahre, und es ging das Gerücht, sie hätte das Zimmer ihres 1944 gefallenen Sohnes die ganzen Jahre völlig unverändert gelassen, so, als würde er jeden Moment heimkommen. Wenige Jahre nach dem Krieg war sie aber noch nicht verbittert, als die Amis in ihrem Haus auftauchten. Damals schien sie noch stärkere Hoffnung auf eine Rückkehr ihres Sohnes zu haben.

## Das erste „Date“

Eines Tages im Spätherbst 1948 tauchte ein fescher, freundlich plaudernder Ami in der Sportabteilung des Kraus und Schober auf und kaufte Kleinkram. Kurz darauf kam er mit seiner österreichischen Freundin wieder vorbei. Er war gebürtiger Deutscher mit Namen Schelke, sehr charmant, aber auch anständig. Als Inge ihn eines Abends im Djungle Cat Club traf, eröffnete er sein Anliegen: er hätte da einen Kameraden, der eben seine Eltern verloren hätte. Ob sie ihn nicht kennen lernen wolle. Inge stimmte vorsichtig zu. Neben Karlfried und Dietfried waren eine Menge anderer Männer gefallen, ihre gleichaltrigen Nachbarn waren Hallodris, aus verschiedensten Gründen nicht allzu begehrt und haarabschneidende Komplexler zählten auch nicht zu ihren Traumtypen. Es war also einen Versuch wert.

Das erste Treffen fand im Hotel Lokomotive beim Bahnhof statt. „Fescher Kerl“, „hubshes Fraulein“, dachten die beiden bei sich und begannen ein zaghaftes Gespräch. Schon nach wenigen Minuten entschlossen sich Inge und Bill ein anderes Lokal zu suchen. Hier waren zu viele bekannte Gesichter und Bill war ja in Uniform. So ging man ins Cafe Brückler am Volksgarten, gleich neben dem alten Schuster Pangerl. In den nächsten Wochen trafen sich die beiden zwei bis dreimal wöchentlich, bis die Zeit reif war, den „Freund“ der Familie vorzustellen. Diesmal lehnte Frau Aistleitner aus dem Erdgeschoß auf ihrem Fensterbrett. Sie raunte Jahre später, als die beiden Frauen Bill und den aus der Ehe stammenden Söhnen Kurt und Manfred hinterdrein gingen, Inge ins Ohr: „Owa ans miassns zuagehm! De haumd olle drei an amereganischen Oasch!“

An jenem Abend allerdings gelang es Inge und Bill, von Frau Aistleitner abgesehen, unbemerkt in die Wohnung von Inges Mutter und Stiefvater zu gelangen. Maria Leitner war bereits seit Wochen eingeweiht und wollte sich den Ami genau anschauen. Als er mit Blumen, PX-Lebensmittelsack und seinem zurückhaltenden Charme eintrat, war nach



wenigen Minuten klar: der ist okay. Ob es der allgemeine Eindruck war, oder sein gestammeltes, „Zee ha bane I-nay shay-nay Tokter“, kann heute niemand mehr sagen. Die beiden waren sich grün. Hans Leitner, Inges Stiefvater, hatte an diesem 20. November seinen achtundvierzigsten Geburtstag. Grund genug, um den mittlerweile farblosen Ehebanden für ein paar Stunden ins Gloria Lichtspieltheater zu entkommen. Bill und Inge warteten auf ihn im Kabinett der 50 m<sup>2</sup> Wohnung am Minnersängerplatz 7. Als man den Leitner, wie Inge den Mann ihrer Mutter nannte, über die Stiegen heraufkeuchen hörte, sprang Bill plötzlich auf und sperrte die Kabinetttür zu. Wer war dieser Österreicher, was hatte er während des Krieges gemacht, sah er auf einem Foto nicht aus wie Artur Phleps? Und warum hatte er noch immer dieses kleine Oberlippenbärtchen? Inge beruhigte ihn, sperrte wieder auf und der Hans trat ein. Sein Blick fiel auf Bill, dann auf Inge und dann auf die Riesendose John Players Special, die ihm der Amerikaner aus dem PX mitgebracht hatte. Der Bill war in Ordnung. Die Sache war überstanden. Bill zischte ab, denn um zehn Uhr musste er in der Kaserne in Hörsching sein.

Nach einem Jahr wurde geheiratet und das junge Paar beschloss, in den USA sein Glück zu versuchen. Die Mutter war entsetzt und riet ihrer Inge noch: „Lohs di ned hibnoddisian, waunzt noch Amerika kumsd!“ Dabei spielte sie auf eine Nichte aus Rainbach an, die in den dreißiger Jahren nach Holland gegangen war, sich dort „hypnotisieren“ ließ um nach ihrer Heimkehr in der geschlossenen Abteilung des Wagner-Jauregg Krankenhauses zu landen. Was war da in Amsterdam wohl tatsächlich geschehen?

Inge, jedenfalls, ließ sich nicht hypnotisieren, fand gleich beim ersten Einkauf einen Job in der Textilabteilung eines Riesenkaufhauses. Nur Macey´s in New York war größer. Der jüdische Abteilungsleiter hatte sie deutsch sprechen gehört. „Sie kommen aus Linz? Na, ich komm aus Wien!“ freute sich der ebenfalls hier Fremde über den vertrauten Dialekt. Aus einem Job wurden schnell zwei. Hier gab es Arbeit im Überfluss. Der Krieg war vergessen, die Zukunft rief. Bill arbeitete bei Chrysler´s und bald waren ein Haus und ein Wagen gekauft. Der Vorgarten wurde mit Kentucky Blue Grass zugestrichelt und die Küche strotzte vor den Segnungen der frühen Haushaltselektronik. Amerika war unkompliziert.

Nach der Geburt des ersten Kindes, Kurt, in Detroit, holte man die Oma einmal rüber. Die mittlerweile frühpensionierte, siebenundfünfzigjährige Maria fühlte sich aber gar nicht wohl und zeigte sich auch von Inges neuem Arbeitsplatz, dem J.L. Hudson´s Kaufhaus mit seinen 35 Stockwerken nicht beeindruckt; „So wos haumd mir in Linz aa!“ Im Wesen war ihr Kommentar gar nicht so falsch, aus der Distanz betrachtet. Kaufhauskommerz sollte in den folgenden Jahrzehnten die Länder beiderseits des Atlantiks den Greißlercharme verdrängen. Völlig uninformiert über „Detroit“ war die Frau allerdings nicht, wenn ihre Informationen auch falsch waren: in derselben Ausgabe des Linzer Wochenblatts, auf der gleichen Seite, wo 1923 der tragische Tod ihrer Schwester Anna beschrieben worden war, konnte man über „Detroit (Amerika)“ lesen: dort „... soll demnächst das größte Gebäude der Welt aufgeführt werden. Das neue Gebäude wird ein Logentempel der Freimaurer werden. Es wird 5 Millionen Dollar kosten.“<sup>44</sup> Das Gebäude wurde kein „Freimaurertempel“, sondern das oben erwähnte, damals zweitgrößte Kaufhaus der USA, J.L. Hudson´s, in dem ihre Tochter arbeiten sollte.

Marias Angst vor Schwarzen, die in ihrem Heimatdorf im besten Fall mit Rauchfangkehrern, im schlechtesten mit dem Gottseibeius in Verbindung gebracht wurden, projizierte sie auf den zweijährigen Kurt, dem sie wiederholt in den Mund legte; er hätte beim Anblick eines Schwarzen beim Spaziergehen panisch „Shvartz man! Shvartz man!“ geschrien. Den Sprung von Kerschbaum nach Detroit schafft man in jungen Jahren, für die Frau Leitner war es zu spät. Sie wollte mit dem nächsten Flieger heim, zumindest nach Linz. Ein Jahr darauf erhielt die junge amerikanische Familie einen Brief des Hausarztes der Maria Leitner aus Linz. Sie hatte den Arzt dazu gebracht einen dringlichen Aufruf an Tochter und Schwiegersohn zu formulieren, der - mit medizinischer Notwendigkeit unterlegt - darauf drängte, dass die einzige Tochter wieder nach Österreich kommen müsse. Inge stand im noch blühenden Michigan vor einer schweren Entscheidung. Das Ehepaar hatte soeben ein Haus gekauft und sie wollte nicht gleich wieder alles aufgeben. Die Entscheidung fiel

---

<sup>44</sup> Linzer Wochenblatt vom Samstag, den 3. November 1923, Nr. 44, Jg. 12, S. 4

leichter, als Bills Job in der Autoindustrie wackelte. Die soziale Sicherheit in Österreich lockte ihn, Detroit veränderte sich rasant und sollte in den nächsten Jahrzehnten die Hälfte seiner Einwohner verlieren und zu einer Industriebrache werden. Inge tat's leid, aber die Oma in Linz blühte auf, als die drei im Jahr 1958 bei ihr einzogen und sie kaufte gleich eine elektrische Nähmaschine, denn das Kind würde ja Wäsche brauchen.

Der Leitner Hans, ihr Mann, tat sich nicht so leicht mit dem Fortschritt der Nachkriegsjahre. Als er von einer Nachbarin, die ein Telefon hatte, in ihre Wohnung gebeten wurde, weil er dort einen Anruf erhielt, nahm er den Hörer falsch in die Hand und redete in die Muschel mit dem Lautsprecher. Dieses moderne Zeugs war nicht für „normale“ Leute gedacht, so meinte er. „Noannwea“ war sein kurzes Urteil, sehr zum Spaß seines amerikanischen Schwiegersohns, in dessen Heimatland Alexander Graham Bell das elektrische Fernsprechen erfunden hatte. Trotzdem entwickelte der alte Leitner technisches Interesse: Als in den Sechziger Jahren der erste Eiskasten in der Wohnung aufgestellt wurde, nahm sich der Hans einen Küchensessel, rückte ihn nachdenklich einen Meter vor das große, weiße Ding, setzte sich und schaute den weißen Kühlschrank lange grübelnd an um so zu ergründen, wie er wohl funktionieren musste. An die Mondlandung glaubte der Leitner Hans allerdings bis zu seinem Tod 1978 nicht, denn da oben wäre ja kein Sauerstoff und in diesen kleinen Rucksackerln könne gar nicht genug drin sein, er gehe sowieso lieber in den Wald oder auf die Berge. Die Füße machten ihm schon da genug Schwierigkeiten.

## „Besuch“ bei Eigruber

Der Leitner Hans war ein duldsamer, friedvoller Mensch und mit ihm machte der kleine Fredi die ersten Reisen ans Ende seiner damaligen Welt: auf den Freinberg zu den Pfauen beim Gasthaus „Zur Schönen Aussicht“, ins „Milchmariandl“, oder auf den Bauernberg an den Zaun der Hatschekvilla, die Gauleiter August Eigruber bewohnt hatte. Manfred erinnert dort jedes Mal, wie seine Volksschullehrerin Christine Goerre in der zweiten Klasse bei gutem Benehmen die Durchführung eines Wandertages auf den Bauernberg in den Raum stellte. Schon die Ankündigung sorgte für ungezügelte Aufregung. Für die meisten Klassenkameraden des Zweitklasslers war der einen Kilometer entfernte Bauernberg absolutes Ausland, weiße Landkarte, die unerreichbare und unerreichte Antarktis der damaligen Volksschüler. In Zweierreihen ging man dann endlich zum Spielplatz, sammelte gierig Kastanien für eine Bastelstunde und war selig.

Dann aber ließ die Lehrerin die Zweierreihen antreten und die Gruppe marschierte zur besagten Villa, die in einem großzügig angelegten Park gelegen war, in dem heute die Landwirtschaftskammer steht. Eine Frau sperrte das unbewohnte Haus auf, Lehrerin und Kinder traten ein. Während die Kleinen in einer riesigen Vorhalle in Zweierreihe stehend warten mussten, verschwand die Lehrerin mit der Dame hinter einer mächtigen, weißen Tür. Sie ließ sich dort etwas erklären, holte ihre Klasse aber dann in diesen Raum, um sie besser unter Kontrolle zu haben. Die Volksschüler wagten nicht, sich auch nur zu rühren, während sich die Lehrerin wieder in ein Gespräch mit der Dame vertiefte. Die beiden Frauen standen an einem großen, schwarzen Eisenbett in einem hohen, weißen, hallenartigen Raum. Die Aufmerksamkeit der Kleinen, auch ihre Neugier war aber schnell wieder bei den braunen Kastanien, die sie in ihren Händchen hielten, verglichen, und wie einen Schatz hüteten.

So hatte der knapp Fünfzigjährige von seiner Lehrerin den Zugang zu der sich spät erschließenden Magie eines mittlerweile verschwundenen schwarzen Gedenkortes, vom Großvater eine gewisse Technikskepsis und die Liebe zur Natur, von seiner Mutter Inge die Lust auf das Unbekannte und vom Vater Bill seine Sprachen erhalten. Von seiner Großmutter, der Keamoia Miaz, blieb ihm der Gedanke, dass alles, was geschieht, im Letzten irgendwo gut aufgehoben ist, obwohl die alte Frau nie auch nur eine Silbe religiöser Unterweisung in ihre Erziehung einfließen ließ. Was sie gab, war ihr Sein.